Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 7 (1923)
Heft: 3-4

Artikel: Zeichen der Zeit
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419521

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

il y a: „es hat darin Mehl und Rosinen". Die Wendung „es dünkte ihn lustig" ist ebenfalls schweizerisch; dünken braucht unsre Mundart sehr viel mehr als das Hochdeutsche. Mundartlich ist auch servieren (auftragen) mit dem dritten Fall: „niemand, der ihm gut und höflich servierte". Veraltet oder dichterisch klingt im Hochdeutschen, nicht aber für ein schweizerisches Ohr ob im örtlichen Sinne: „so hoch wie kein Himmel über Rom und so blau wie keiner ob Neapel". Endlich nenne ich noch die mir schweizerisch vorkommende schwache Mehrzahlform Aengsten.

So viel über schweizerische Sonderart in Federers Sprache. Es lohnt sich aber auch sonst, auf seine Ausdrucksweise zu achten. Denn Federer zeichnet sich gelegentlich durch kräftige und anschauliche Wortbildungen oder Wendungen aus, die von ungewöhnlicher sprachlicher Begabung zeugen, wobei zuweilen auch wieder Schweizerart mitwirkt. Die Ziege ist „das unterhaltlichste aller Tiere"; auch Jakob Boßhard kennt das Wort, und die Mundart kann unterhaltlig sagen. Kräftig malt das Beiwort, wenn erzählt wird: „eine Tante von mir, ein scharfes Ding"; einen „recht scharfen Segen" will Mossi dem hl. Vater „abmarkten". Prächtig ist der Ausdruck kieselgraue oder kieselfarbene Augen. Und wie erquickend malt uns der Verfasser den Gegensatz von städtisch fürstlicher Pracht zu natürlich ländlicher Art, zugleich die einfache, aber lebendige Frömmigkeit der herkömmlichen, erstarrten gegenüberstellend in dem Satze: „Als die Mindern Brüder (d. h. die Genossen des hl. Franz) mit ihrem herrlichen Wald- und Harzgeruch aus dem Marmorsaal des Lateran hinausgesprungen waren."

Federer läßt sich durch den Stoff der Erzählungen in seine Sprache oft Fremdes tragen. Dabei ist es aber erfreulich zu sehen, daß er das Gefühl für das, was deutsch ist, keineswegs verloren hat. Von dem Ortsnamen Spello bildet er nach deutscher Art „die reichen Spellerbuben"; diese schlichte Verdeutschung ist bei uns Heutigen nicht mehr so häufig. Federer hat sogar die Kraft zu schreiben „an der Prinzen- und Jakobstraße", während er daneben dieselben Straßen auch mit ihrem italienischen Namen Via del Principe di Napoli und Via San Giacomo nennt. Das ist gute alte Art, die uns etwas verloren zu gehen droht. Vom Concordienplatz zu Paris las man vor siebzig Jahren häufiger als heute, und gar Johann Jakob Rousseau, wie Heinse schrieb, wagt heute niemand mehr.

Federer scheint überhaupt, ähnlich wie Konrad Ferdinand Meyer, sich bei der Berührung mit der romanischen Welt seines oberdeutschen Volkstums bewußt geworden zu sein. Von der umbrischen Krämerin Agnes heißt es: „Sogar die Inglesi wußte sie von den Americani zu unterscheiden. Nur den Deutschen und den Schweizer konnte sie nicht recht auseinanderhalten. Das heißt, den Prusso schon. Aber den Swaba einfach nicht. Basel, Stuttgart, München, Zürich, Karlsruh, das schien ihr alles so beisammen zu liegen wie Spello, Assisi, Perugia und Foligno." Ohne Zweifel hat der Erzähler im Süden selbst beobachtet, wie die alte Einheit des oberdeutschen Volkstums, die uns durch die staatlichen Grenzen verdeckt wird, dem scharfen Auge der Fremden noch deutlich sichtbar ist.

Dem Zauber, den von jeher südliches, italienisches Wesen und Volkstum mitsamt der hell tönenden Sprache auf nordische Gemüter auszuüben pflegt, ist auch Federer nicht entgangen. Wie so viele Deutsche, flicht er in seine südländischen Erzählungen unnötig viele Wörter der fremden Sprache ein (am meisten im „Gehörnten Reisekameraden"); die örtliche Farbe wird dadurch leuchtender und echter, und jeder, der einmal mit dem fremden Volkstum Berührung gehabt hat, fühlt sich angezogen, freilich nur er, der sprachunkundige Leser wird eher abgestoßen, denn er kann mit zitto, per Bacco, ecco, orsu, mit poverello und preghiera nichts anfangen. Hier beginnt der Verzicht auf Schlichtheit und Volkstümlichkeit, es lockert sich das Band zwischen dem Schriftsteller und seinem Volke.

Das deutsche Geistesleben, zumal die neuhochdeutsche Sprache und ihr Schrifttum, tragen im ganzen protestantische Züge. Die Katholiken, — einige Oestreicher, — die sich in ihm mit bestimmendem Einfluß geltend gemacht haben, sind bald aufgezählt. Heinrich Federer verrät mit seiner Sprache, wohin er kirchlich gehört, wenigstens sobald es sich um kirchliche Formen handelt. In den hier von mir untersuchten Erzählungen verraten vor allem angeführte Bibelstellen den römischen Katholiken. Nicht nur zeigen sie einen Wortlaut, der von dem im Deutschen klassisch gewordenen Luthertext abweicht, sondern sie tragen auch die Kapitelzahlen und Namen der lateinischen Bibel, so bei der Numerierung der Psalmen, so wenn Federer Ekklesiastes oder das erste Buch der Könige nennt, was wir den Prediger Salomo und das erste Buch Samuels heißen, wenn der Priester Heli genannt wird, der bei uns Protestanten Eli heißt. Als fehlerhaft empfinden wir es, wenn Federer schreibt: ohne Jesu, für Jesu (statt Jesus nach deutscher, oder Jesum nach lateinischer Behandlung des Namens), und wenn er die hebräische Mehrzahlform Cherubim als Einzahl (statt Cherub) braucht; oder sollten hier kirchlich überlieferte Sprachformen vorliegen?

Federer zeigt bei aller frohen sprachlichen Schöpferfreude, die im Uebermut gern über die Stränge hauen möchte, den gesunden Geschmack des konservativen Schweizers. Er huldigt nicht den mit jedem Tage neuen Sprachmoden, höchstens daß er da und dort einmal sich von jener Punktkrankheit angesteckt zeigt, die Eduard Engel Hundetrabstil, Stilasthma nennt. Doch wer unter uns ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn.

Eduard Blocher.

Zeichen der Zeit.

Unter dieser Ueberschrift brachte die Schweizerische Bodenseezeitung vom 1. Hornung d. J. folgende Einsendung:

„Daß die äußere Politik der Schweiz seit vier Jahren vollständig „westlich orientiert" ist, dürfte nachgerade auch dem letzten deutschschweizerischen Referendumsbürger klar geworden sein. Seit einiger Zeit scheint man aber in Bern Wert darauf zu legen, auch im Verkehr mit den Deutschschweizern recht augenfällig darzutun, daß Welsch „Trumpf" ist. Wenigstens hat man sich beim eidgenössischen Finanzdepartement unter der Herrschaft Herrn Musys daran gewöhnt, deutschschweizerischen Rechtsanwälten und Parteien die Verfügungen der Behörde in Briefumschlägen mit ausschließlich französischem Aufdruck: „Officiel. Département Fédéral des Finances" zuzustellen und gelegentlich auch Mitteilungen in französischer Sprache zu machen.

Die in Art. 116 der Bundesverfassung vorgeschriebene Gleichberechtigung des Deutschen, Französischen und

Italienischen als Staatssprachen der Eidgenossenschaft ist bisher stets so verstanden worden, daß die Bundesbehörden mit den Bürgern der verschiedenen Landesteile in deren Muttersprache zu verkehren haben und nicht umgekehrt. Wenn man heute auf gewissen Bundeskanzleien glaubt, die Deutschschweizer, die vielleicht doch seinerzeit die Eidgenossenschaft gegründet haben und die heute noch 70 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, in sprachlicher Hinsicht behandeln zu dürfen, wie noch vor dreißig Jahren die Vlamen in Belgien, so hat man sich gründlich geirrt. Ein Weiterschreiten auf dieser Bahn könnte zu Ergebnissen führen, die für die von einer „hégémonie romande" träumenden Herrschaften sehr unerwünscht wären."

Die Schriftleitung fügte dazu folgende Nachschrift: Wir hätten obiger Einsendung wohl kaum Raum gegeben, wenn wir uns nicht aus dem beigelegten Privatbriefe des Herrn Einsenders hätten überzeugen müssen, daß der harmlos scheinenden Sache gar wohl größere Bedeutung beigemessen werden muß. Für alle Fälle handelt es sich keineswegs um ein vereinzeltes Vorkommnis, das man als Zufall mit Stillschweigen übergehen könnte, wird doch in dem erwähnten Schreiben z. B. festgestellt: Ich habe im Laufe der letzten zwei Jahre mehrmals vom eidgenössischen Finanzdepartement Zustellungen der vorerwähnten Art erhalten, sogar geschäftliche Mitteilungen in französischer Sprache. Zürcher Kollegen ist es, wie ich erfahren habe, auch schon so ergangen. Es ist offenbar System in diesem Vorgehen, man will offenbar auf dem berüchtigten Wege der sogenannten „konstanten Praxis" bei einzelnen Departementen der Bundesverwaltung das Französische auch im Verkehr mit der deutschen Schweiz zur allgemeinen Amtssprache erheben, in der Annahme, daß wir uns im Hinblick auf die allgemeine politische Lage wohl damit abfinden würden. Wohin eine derartige Mißachtung ausdrücklicher Gesetzesvorschriften führt, zeigt das Beispiel des belgischen Staates, dem die heutigen Sprachenkämpfe sicherlich erspart geblieben wären, hätte man die gesetzliche Gleichberechtigung des Französischen, Deutschen und Vlämischen nicht in der Praxis durch eine einseitige Begünstigung des Französischen in ihr Gegenteil verkehrt und so mit der Zeit den heutigen gewaltsamen Widerstand der Vlämen geradezu heraufbeschworen. Schon mit Rücksicht auf solche Erfahrungen bleibt für uns nur der eine Weg: Unbedingtes Festhalten am bewährten Grundsatz des Art. 116 der Bundesverfassung.

Wissenschaft und Politik.

Französisches. Zu der von Gabriel Hanotaux herausgegebenen «Histoire de la Nation française» hat Jean Brunhes, «professeur au collège de France», den I. Band: «Géographie humaine de la France» beigesteuert. Eine allgemeine Besprechung des bedeutenden Werkes kann und soll hier nicht gegeben werden; nur nebenbei sei bemerkt, daß da und dort die Denkweise der Kriegszeiten anklingt. Befremdend in diesem Sinne ist die Theorie, die Franken — von denen ja Frankreich den Namen hat — seien nicht Germanen gewesen, und die Einschränkung der «Germains vraiment Germains» auf die «Suèves ou Allamans, et encore les Lombards», und einige kleinere Stämme wie die Katten. Gothen, Sachsen, Normannen und Franken gehören nach B. einer besonderen „nordischen Rasse" an.

Doch nicht diese Teile des Buches können die „Mitteilungen" besonders angehen. Wichtiger hiefür sind Stellen aus dem 10. Kapitel, «Langues et dialectes. — La langue française et son expansion géographique: Conquêtes d'autrefois et domaine d'aujourd'hui». Da begegnet man folgenden verwunderlichen und erstaunlichen Behauptungen und Lehrsätzen:

«On a tort de dire que l'*Alsace* parlait allemand; elle parlait et elle parle encore un dialecte qui se rattache il est vrai aux langues germaniques, mais qui se distingue assez de l'allemand littéraire pour que les habitants se reconnaissent entre eux, par opposition aux ‚Schwobs' d'outre Rhin». — Weiter: «L'Alsace après avoir parlé ‚roman' jusque vers le dixième siècle, parle un dialecte germanique plus proche du ‚Schwitzerdütsch' que de l'allemand proprement dit.» (!) (S. 323 f.) Armer Brant, Murner, Fischart, Moscherosch, bedauernswerter Rudolf Wackernagel, dessen „Geschichte des Elsasses" den Elsässern verboten ist von den „Befreiern"! —

Eine recht weitgehende Gleichsetzung des Französischen mit dem Romanischen findet sich auf Seite 330: «Que reste-t-il du temps où la langue romane, d'où dérive la nôtre pour les territoires qui nous touchent, s'étandait non seulement jusqu'au Rhin et sur toute l'Alsace, mais sur la majeure partie de la Suisse et même sur le Tirol? L'abbaye de St-Gall, dans la Suisse orientale, défendit le parler ‚romand' contre l'invasion germanique jusqu'au dixième siècle au moins; on parlait alors ‚romand' autour de Walenstadt, la ville des Velches (Walen) et dans le Prättigau, qui vient de ‚prata', et dans le Vorarlberg où le Walgau est aussi la vallée des Velches (‚Walser'). On retrouve ce même mot de Velches partout en bordure de ce qui est ou de ce qui fut la latinité, où le roman, le romand, le romanche, le ladin succéda au latin original. En Belgique, les ‚Vallons' font face aux ‚Thiois', en Suisse les Romands gardent ce vieux nom de ‚Velches' en face de ‚Schwobs' de l'Allemagne du ‚Sud'».

Welche Mischung von Richtigem und Falschem!

Natürlich fehlt es dieser Betrachtung der Sprachenfrage nicht an einem Ausfall auf die Anhänger des „Pangermanismus", der sich erstmals nach der Volkszählung von 1888 bemerkbar gemacht habe (S. 332).

Aber beherzigenswert und erfreulich offen ist gerade in diesem Zusammenhang das Bekenntnis (S. 329):

C'est en dehors de nos frontières qu'il faut reprendre, et tout de suite, la grande croisade en faveur du français, dont d'énergiques associations telles que l' ***Alliance Française*** *poursuivent la diffusion en tous pays.*»

Damit neben dem Erhabenen das Lächerliche nicht fehle, wird (S. 333 Anm.) angeführt:

«Depuis la guerre, la Suisse allemande a pris le nom de *Suisse alémanique*, nom que propage la *Nouvelle Société Helvétique.*»

Biterolf.

Deutsches. Vor einigen Jahren ist ein Büchlein erschienen, das nachweisen sollte, daß das Elsässer Deutsch eigentlich französisch oder wenigstens keltisch sei. Jetzt haben wir aber auch das Gegenstück, und zwar nimmt da ein gewisser Ernst Fuhrmann den Mund grad etwas voll und behauptet, es sei „die französische Sprache ein deutscher Dialekt". Unter dieser Ueberschrift ist soeben im Folkwang-Verlag in der Schriftenreihe „Kulturen der